

dies doch größeren Einfluß auf ihn zu üben schien. Er saß stumpf über seinem Bier, an dem er Geschmack gefunden hatte. Möglicherweise machte sich auch im Lauf der Dinge ein Gewohnheitsmoment geltend. Aber nichtsdestoweniger erwachte er hie und da zum Protest, und dann hatte Pedersen all seine Ueberredungsgabe nötig, um nicht im Kampfe geschlagen zu werden.

Es gab nun auch andere Umstände, die hineinspielten. Es war kostspielig, diesen Schokolademann mit Bier zu fesseln, selbst wenn Seelenfriede um das Geld zu erkaufen war. Schlimmer noch war es, daß der Wirt im „Hospital“ sich veranlaßt sah, sich bei Pedersen zu beklagen wegen der Stumpfheit, die er als Kapellmeister des Etablissements an den Tag zu legen begonnen hatte. Es war nicht mehr der alte Schmiß in dem Spiel. Der Funke war erloschen. Die Pausen wurden häufiger und gedehnter. „Was, zum Kuckuck, mit Ihnen los ist, Mann, weiß ich nicht“, sagte der Wirt.

Nicht? dachte Pedersen. Ich fühle mich wohl. Es ist eine glückliche Zeit. Ich habe Frieden, Frieden.

Aber das Biest von Delleransch hatte trotz seines apathischen Zustandes Besinnung genug, das möglichste aus seinem Dasein zu ziehen. Er machte sich kostbar. Sein Protest in den hellen Augenblicken wurde zäher und zäher. Er stellte die Sache in solchem Grade auf die Spitze, daß Pedersen zu einem Zeitpunkt, wo der Sieg ihm aus den Händen geschlagen zu werden drohte, zum letzten Verzweiflungstrick griff und dem Mieter freies Logis im Hause anbot, wenn er sich bloß verpflichten wollte, abends ins „Hospital“ mitzugehen. An dem Abend, da dieser Auftritt stattfand, schlug Deleurance heftig auf den Tisch und erklärte, nun wolle er — beim leibhaftigen Satan — ausziehen, und dies sofort — unaufhaltsam.

Aber konnte Pedersen darauf bauen, daß es Ernst mit dieser Drohung sei? Er wagte es nicht.

„Lieber Delleransch, wir sind einander doch keine Fremden, nicht wahr?

Ich kann selbstverständlich nicht genau wissen, welche Gefühle Sie im Grunde Ihres Herzens für mich hegen. Aber ich für mein Teil bin glücklich, sagen zu können, daß Sie der einzige Freund sind, den ich besitze — ganz abgesehen von meiner Frau.“

„Papperlapapp“, sagte Deleurance.

„Es ist nicht fein von Ihnen, meiner schönsten Empfindungen zu spotten. Na, Sie sind im Augenblick nicht zu rechnungsfähig. Ich nehme es nicht übel. Aber überlegen Sie doch, Mensch. Warum sollten Sie mein Anerbieten, gratis zu wohnen, nicht annehmen können. Sie sind arbeitslos, nicht wahr — vollkommen bankerott. Oder haben Sie etwa Vermögen? Sie gedenken die Fürstensuite im ‚Angleterre‘ zu mieten? Ja, sind Sie denn ein Idiot, Mann? Sie wissen ja, ich bin nicht so falsch, hier Wohltäter zu spielen und Mitleid mit Ihnen zu heucheln. Die Wahrheit ist, daß Sie mir einen Dienst damit tun. Ich lege Wert auf Sie und will Ihr Musikverständnis nicht entbehren. Verstehen Sie doch, welchen Ballast Sie als gebildeter Mensch mir geben.“

So blieb denn Deleurance, und mit einem konstanten Grinsen, das ihm selbst galt, folgte er Pedersen weiterhin mit ins „Hospital“.

Aber Lydia — kündigte sie ihm wohl? Nein, da haben wir es. Hier ist der Beweis für ihren ehelichen Betrug. Sie wollte ihn nicht missen. Sie brütete natürlich auf Auswege. Unter vier Augen mit Deleurance zu reden, bot sich nie Gelegenheit. Dazu paßte Pedersen zu gut auf. Und um ihre wahren Gefühle zu verbergen, gebrauchte sie Pedersen gegenüber die größten Schimpfworte über ihren Schokolademann. Fragte er aber, warum sie ihm denn nicht kündige, so gab sie ausweichende Antworten: Man wisse ja nicht, welche fremden Banditen man statt seiner ins Haus kriege. Und anständig war er ja insoweit, der Delleransch. Na, die hätte bloß ahnen sollen, daß das Biest gratis wohne.

